



VIOLA
ALVAREZ

Die
Zunft
meisterin

Weltbild

Die Zunftmeisterin

Die Autorin

Viola Alvarez, geboren 1971 in Lemgo, ist eine deutsche Schriftstellerin und Dramaturgin. Nach dem Studium der Germanistik, Geschichte und Skandinavistik in Freiburg arbeitete sie als Referentin in der Erwachsenenbildung und war Leiterin eines Theaters in Köln. Heute ist sie Inhaberin eines Instituts für Managemententwicklung und lebt im Rheinland.

Viola Alvarez

Die Zunftmeisterin

Historischer Roman

Weltbild

Übersetzungen der mitteldeutschen
Texte finden Sie am Ende des Buches.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2017 by dotbooks GmbH, München
Umschlaggestaltung: Alexandra Dohse, München, www.grafikkiosk.de
Umschlagmotiv: Trevillion Images, Brighton (© Lee Avison);
www.shutterstock.com (© Gg-foto, © Marc Venema, © Anton Ivanov)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-002-9

2021 2020 2019 2018
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Dieser Roman ist all jenen Menschen zugeeignet,
die einmal jede Hoffnung verloren.*

*Und denen,
die es vermochten,
die Hoffnung wiederzufinden,
um ihren Lebensweg fortzusetzen.*

*Welch zartes,
stilles und gewaltiges Heldenstück unseres Herzens!*

Oldenburger Stadtarchiv,
470-Jahr-Ausgabe der Stadtchronik 2016

Erstmalig im Sommer 2016 gefunden in einer Oldenburger Handschrift des Jahres 1548, mutmaßlich Gerichtsakten, Nebenaufzeichnungen zum Verhör des Wehrschmiede-Altgesellen Gerd Gerdsen, Prozess um Beihilfe zur Zauberei des 1546 gerichteten »Bruder Norbert«.

»Dies izst das geheyme Buoch der unglaublichen Historie der Zunfftmeysterin Antonia Maria Magda Deeken// zu Oldenburg, als es ward aufgezeychnet dorttselbst von ihrem treuwen Fründe Gerd Gerdsen,// der ihr ein ehrend Andencken bewahret und ihr sein Lebtagk still gedencket// als eyner Krone unter den Frauen, eyn leuchtend Seel in der menschlichen Finsternus.

Es erzählet vom schmerzlichen verlust und der unbesiegbahren hoffnunk der hochhertzigen und stoltzen Oldenburger zunfftmeystersgattin// wie sie mitten vielerley grauwen versuchtel// in den gar schröcklichen wirren ihrer Zeyt zwischen dem ewigen und gerechten willen Godtes und ihrem eigenen zuo leben// und die menschen entlanck ihres ungeheuerlich erscheynenden weges in Wohl und Wehe kennenlernen sullte.

Alls, dasz ich hier berichte, iszt die Wahheytt.«^t

Oldenburg, A. D. 1548

Prologus auctoris

Dies, so helfe mir Gott, ist eine wahre Geschichte.

Es ist die Geschichte der Zunftmeisterin Antonia Maria Deeken.

Ich bin Gerd Gerdson. Ich war ihr Besteller, ihr Hausmeister, der ewige Altgeselle ihres verstorbenen Mannes Wiemken – ich war vor allen Dingen ein Leben lang ihr Freund, auch wenn ich es ihr erst spät, gewiss zu spät, gesagt habe.

Ich schreibe ihre Geschichte, wie ich hier einsitze, ihr Andenken zu beschützen, als eine Chronik derer, die in diesen Zeiten aus Feuer und Schwefel bald vergessen sein werden.

Man wird sich dieser Zeiten wohl dereinst erinnern, so fürchte ich, als dunkler Tage voller Feigheit und Angst.

Und mehr noch: voller Arg und Falsch, Gier und Dummheit.

Antonia Deeken ist nicht falsch und dumm gewesen, das soll nicht vergessen sein, bete ich.

In dieser Geschichte habe ich zwei Stimmen; eine, die alles erzählen wird – und meine wirkliche, die zu viel geschwiegen hat.

Aber erzählen muss ich. Es ist meine Erzählung der Hoffnung zu Zeiten, in denen die Sonne der Vergebung und Milde nicht mehr scheint.

Wer sich an die Meisterin Deeken erinnert, hier in Oldenburg, der spuckt vor ihrem Namen aus. Zumindest, wenn andere dabei sind.

»Toewersche, Hexe«, zischen sie.

Die Nachbarn verleugnen sie. Ihre Kinder sind in andere Familien verschwunden, und es ist ein spätes Zeichen der stillen Freundschaft, das von ihnen keine Spur in den Büchern geblieben ist.

Es ist für sie besser, dass man angeblich nichts mehr von ihnen weiß.

Man kann an ihrem Haus vorbeigehen, aus deren Balken sie ihren Namen ausgekratzt haben. Goldene Worte standen einst dort, die von ihrem Stolz und Reichtum kündeten, und man soll nun denken, dass es sie nie gegeben habe.

Aber ich will Zeugnis ablegen.

Antonia Deeken war keine Hexe.

Sie war auch keine Verrückte, keine Mörderin, keine Verräterin und keine Ketzerin.

Zu ihrer Zeit war sie die mächtigste Frau zwischen Bremen und Münster; wär's nach ihr gegangen, sie hätte noch mächtiger werden wollen. Und dieser Wille zur Macht war's, der ihr Untergang ward – und auch wieder ihre Rettung.

An das Jahr des Herrn 1546 werden sich die Chroniken unserer Zeit zu erinnern haben als das Jahr, in dem der gewesene Mönch Martinus Luther dieses Jammertal verlassen hat. Es geschah, so hörte ich, drei Tage vor Septuagesima zu Eisleben, was weit von hier im Osten liegt. Viele weinten um ihn.

Es würde dennoch das Anno Domini 1546 ein Jahr sein, das später als ein gutes Jahr galt, weil noch von Frieden die Rede war und die Hölle ihre Pforten noch geschlossen hielt.

In Antonias Buch war das Jahr 1546 freilich zunächst ein anderes.

Es hatte ihr größtes Jahr werden sollen. Und auf eine Weise, die sie sich nie hätte errechnen können, wurde es das auch.

Es ist wirklich ein seltsam Ding mit den Plänen der Menschen, wobei sie selten zu dem führen, was ihnen ausgedacht war, so führen sie dennoch hin zu etwas, das mag auch ein Ziel sein, wenngleich eines, das nicht sie sich wählten – sondern umgekehrt.

Ich war, wie Ihr lesen werdet, nur bisweilen ein Zeuge dieser wundersamen Ereignisse. Und zu dem ich nicht Zeuge war, hat sie mich später, während einer trüben, langen Nacht, mit ihrem Vertrauen beehrt – oder bestraft.

Sie hat mir zu wissen nichts erspart, darum kann ich es alles berichten. Ich will Demut üben in all meinen Worten. Ich werde von mir erzählen wie von den anderen und hoffe, dass meine Worte ihren Augen gerecht werden können.

Ich beginne ihre Geschichte also am 15. Sonntag nach Trinitatis Anno Domini 1546, vier Wochen vor Allerseelen.

Also bezeuge ich es vor Gott und den Menschen.

Gerd Gerdsen, Altgeselle im Meisterhause Deeken zu Oldenburg

Kapitel 1

Der unwirtliche Weg

»Von der geheymnisvollen reyse der Oldenburger zunfftmeystersgattin Antonia Maria Deeken gen Osnabrück// die – obgleich begonnt bey sunnenschein und guotem wetter – sich beizeyten zu regen und unheyl wenden sullt// was das Unheyl betreffend mitnichten Godtes Thun war// sondern mentschenwerck// was immer so uebel und voll der eytelkeyts sein kann, wenn der düvel seyne händt im Spile hätt.«²

Meisterin Antonia Deeken sollte an diesem Tag aufbrechen, mit einem Fuhrwerk von Oldenburg nach Osnabrück zu reisen – alleine und zu geheimem Ziel.

Am unteren Ende der Gasse des prachtvollen Meisterhauses Siefken, zu dem man immer noch Meisterhaus Wiemken sagen wollte – oder Deeken –, wo sich die Häuser schon duckten und schäbig wurden, wohnte in einem Verschlag eine sehr alte Frau, von der konnte man sich Zukunft vorhersagen lassen, wenn man sie dafür bezahlte.

Diese Frau – deren Mann einst »der Krueger« geheißen hatte, die nun alle nur noch »die Krome« nannten – weisagte die großen Dinge – eine Ehe, den Tod, eine Geburt – gleichwert mit den kleinen: eben eine Reise, ein Handelsausgang, ein Steuerurteil.

Zu ihr liefen die Oldenburger in der Bedrängnis des Zweifels ebenso wie in der Hoffnung der Narren, und jeder

kehrte mit einer Antwort zurück. Und die meisten behaupteten, dass sie sich in Wahrheit erfüllte.

Gerd Gerdsen, Antonias lang gedienter Altgeselle, hatte darauf bestanden, sie sollte sich den Ausgang ihrer geplanten Reise lieber von der Krome weissagen lassen, bevor sie an diesem Sonntag auf das Fuhrwerk nach Osnabrück stieg. Es war zu viel Wagnis, auch für ein mutiges Gemüt, welches die Meisterin ohne Zweifel stets besaß.

»Glück oder Unstern, das solltet Ihr wenigstens wissen, Meisterin«, hatte Gerdsen gemahnt, die Stirn in tiefe Falten gelegt, voll ernsthafter Sorge.

Und wiewohl allen bekannt war, dass Gerd Gerdsen sonst der einzig lebende Mensch war, von dem Antonia sich überhaupt etwas sagen ließ, blieb er diesmal erfolglos in seinen Bitten.

Antonia, den Mantel schon um die Schultern, nahm Gerdsens raue Hände freundschaftlich in ihre. »Ich dank Ihm schön«, sagte sie und lächelte dabei jenes Lächeln, von dem es noch immer hieß, es würde selbst einen Fugger dazu bringen, sein Geld zu verschenken, »aber, Gerdsen, das Schlimmste, was mir in den nächsten drei Tagen auf der Reise widerfahren kann, ist der Regen. Und den kann zu dieser Jahreszeit jedes Huhn voraussagen. Dafür brauch ich die Krome nicht. Außerdem stinkt ihre Ziege schlimmer als ander' Leuts Schweine.«

So gewiss war sie. So keck. So wenig der Hilfe bedürftig.

Und der Regen, das stimmte, war stets verlässlich in diesen Wochen. Nur hatte es frühmorgens am Abreisetag noch nicht mal nach Regen ausgesehen.

Die Sonne schien blendend hell mit einem Rest von Wärme,

als sie vor dem Südtor unter die Plane des Fuhrkarrens gestiegen war. Es war ein schlichtes und robustes Gefährt, ganz aus festem Buchenholz gezimmert. Ein Dach sollte wohl den schlimmsten Regen, den nicht nur Antonia erwartete, fernhalten. Dabei kam der Wind schon jetzt ungehindert zu den Seiten herein und mit ihm später dann doch wieder der Regen, ein zu allen Zeiten störrischer, beharrlicher Gast, den man zur Hintertür hinauswerfen konnte, nur dass er vorne wieder anklopfte.

Gezogen wurde der Karren von vier gut genährten Zossen und gelenkt von einem Fuhrmann aus Bremen, der sich der Sicherheit und Schnelligkeit seiner Fahrten zugleich rühmte. So man überhaupt Gewissheit haben könnte auf solch gefährlich weiter Reise, es sah nicht zu schlecht aus.

Es wären bloß zweieinhalb Tage bis Osnabrück, höchstens drei, vier, wenn sich alles gegen ihn stemmte, hatte der Fuhrmann versprochen: »Nur reiten geht schneller!«

Aber wer konnte schon reiten?

Obendrein war jener Fuhrmann auch der einzige, der um diese Jahreszeit die lange Strecke von Bremen nach Osnabrück noch fuhr. Die Straßen wurden jetzt zu nass für schwere Ladung.

Selbst wenn die Sonne noch mal wärmend schien wie an diesem Tag, vermochte sie den schwarzen Schlamm des Ammerlands nicht mehr aufzutrocknen. Straßen wurden ein Moor, das durch noch tiefere Moore führte.

Um das Gespann leicht zu halten, nahm der Fuhrknecht in Oldenburg auch nur wenige Fahrgäste mit, insgesamt neun, die sich alle gleich nach Sonnenaufgang am Stadttor

eingefunden hatten. Und so kostete die Fahrt auch das Doppelte, denn sonst hätte er wohl 20 Mann aufgeladen.

Gerd Gerdsen hatte Antonia zur Abfahrt begleitet, weil Georg-Mathias Siefken, ihr Mann, mit den üblichen Kopfschmerzen in seiner verdunkelten Kammer geblieben war, ohne dass ihn jemand drum vermisste.

Gerdsens Bart und Haar leuchteten weiß in der Morgensonne. Sie lagen ihm beide wild um seinen schweren Kopf. Auch wenn seine Kleidung wie immer wohlständig und bescheiden war, sah er selbst sonntags aus wie ein halbwegs heidnischer Walfänger, der gerade von einem Abenteuer auf der See zurückkehrte.

»Ich wünschte wirklich, Ihr würdet mich mitfahren lassen«, brummte er nun zum wiederholten Mal.

Seine Meisterin zischte ungeduldig. Sie hatte es eilig, ihn zu verabschieden: »Ich habe wirklich nur den Regen zu fürchten, Gerdsen, und nachher vielleicht einen Schnupfen.«

Gerdsen hatte den Kopf geschüttelt, aber Antonia hatte im Ganzen gesehen schon recht: Wenn es regnet in Oldenburg, regnet es schlimmer als anderswo. Dazu musste es nicht, wie jetzt, Herbst sein.

Antonias längst verstorbene Großmutter pflegte zu sagen: »Es können alle anderen Städte, die es gibt, das Regnen just erst von Oldenburg lernen. Und die Bremer allen voran.«

Antonia lächelte fast, als sie sich beim Aufsteigen daran erinnerte.

Gerdsen hatte ihr nicht gewinkt, als das Fuhrwerk durch das Südtor rumpelte. Sie sah zu ihm zurück, wie er da stand,

die Hände mit den Daumen in den Gürtel gehakt, unzufrieden, dass sie gegen ihn gehandelt hatte.

Es gab keinen Gedanken, der ihr geflüstert hätte, dass sie ihn vielleicht nicht wiederssehen würde, keine Warnung. So war sie nicht. Sie war ernsthaft, vorbereitet, gewiss, dass es glücken würde.

Sie lächelte nicht mehr und drehte den Kopf zur Straße. Die Pforten der Stadt schlossen sich hinter dem Karren mit einem dumpfen Lärm. Die Reise hatte begonnen.

Antonia Deeken war bei Sonnenschein aufgebrochen. Oldenburg war nun schon nicht mehr zu sehen, da schien die Sonne immer noch. Die Felder vor der Stadt blieben zurück, und die Wiesen, durchzogen von herbstlich gelichteten Auenwäldern in leuchtenden Farben, lagen wie verschwenderisch gestaltetes Tuch zu beiden Seiten des Weges.

Das Fuhrwerk, auf dem sie hockte inmitten von acht weiteren, holperte schwerfällig im feuchten Wegeschlamm vor sich hin. Es war bald unmöglich, den unvorbereitet schwingenden Körpern der anderen Reisenden auszuweichen.

Mittag war schon vorbei, man reiste fast seit dem Sonnenaufgang, also bald fünf italienische Stunden, und es ging auf die Knochen, auf jeden einzelnen, so kam's Antonia vor.

Links neben ihr klammerte sich einer der beiden Hamburger Kaufleute fest, die goldenen Ringe an seiner fetten Hand ganz mit seinem Fleisch verwachsen.

Der muss sich vor Dieben nicht sorgen, dachte Antonia spöttisch, *oder muss sich eben sehr sorgen*. Denn wollten die

Diebe seine Ringe, würden sie ihm die ganze Hand nehmen müssen.

Der Fette hatte ein Gesicht wie ausgewalkter Mehlteig, bleich und flach. Er schwitzte und wischte sich die kleinen Augen mit einem bestickten Tuch, immer wieder. Obwohl er – wie sie alle – nichts zu tun hatte, als halbwegs gerade zu sitzen, keuchte er bei jedem Atemzug.

Sie sah sich die anderen Gäste des Fuhrmanns an.

Dem Fetten gegenüber hockte dessen Teilhaber oder Gesellschafter mit verkniffenem Gesicht; lauter Falten der Missbilligung hatten sich in seinen Zügen kreuz und quer gelegt. Dünn und strähnig sahen die Haare unter seiner Kappe hervor. Die Nase ragte wie ein einziger Vorwurf in die Welt hinein, die so viel Ungemach in ihm hervorrief.

Argwöhnisch blickte er übers flache Feld, als könnten jäh feindliche Dänen aus den Gräsern aufschießen. Vor den Dänen musste man sich in diesem Jahr allerdings nicht fürchten. Vor Räubern immer. Ein Karren voller Leute ohne Wachmänner, das war ein gerupftes, blindes Huhn.

Es krachte. Der Wagen war über einen Ast oder einen Stein gefahren und machte einen kleinen Sprung; darum taten das alle, die drauf hockten, unfreiwillig auch.

Die Cloppenburgerin, hager und elend, hielt sich den mageren Rücken und wimmerte.

Diese Cloppenburger, sie hockten wie ein Knäuel aufeinander. Nein, geradezu *ineinandergerollt* saß die Familie, alle fünf, aber nicht in Innigkeit. Zumindest schien es Antonia nicht so. Die saßen eher, wie um etwas gemeinschaftlich zu verbergen in dem Kreis, den sie mit ihren mageren Leibern um was Unsichtbares zogen.

Die Eltern, die Gesichter von der Armut zur Fratze zerstört, halb zahnlos, und die Körper vor der Zeit verdorrt, trugen Kleider, die waren kaum besser als Lumpen. Sie stanken auch gegen den Wind. Und die Kinder, kleingehalten von Schlägen, die sie zu jeder Zeit auf sich niedersausen fühlen mochten, waren auch verbiestert, nichts Sanftes war an ihnen geblieben.

Antonia bemerkte ihren alten Widerwillen gegen die Armut, wenn sie ihr so nahe kam. Ein Teil der Welt, den sie sonst von sich fernhielt.

Die Cloppenburger waren zu fünft, mit den beiden Hamburgern waren es sieben. Und dann, ihr gerade gegenüber, saß da noch dieser Landsknecht, der die Zähne nicht einmal auseinanderkriegte, um zu grüßen, schon beim Einsteigen nicht. Der war groß und stark wie ein Friese, die Haare auch so hell, die Haut so dunkel, als hätt' ihn die Sonne den ganzen Sommer verfolgt. Er war wohl nicht mehr jung, und dennoch weit davor, dass man denken würde, er wäre alt. Um die Augen war seine Haut heller, aber die Falten kamen davon, dass er die Lider eingekniffen hatte gegen die Sonne. Seine Stärke war die eines Mannes, der schon ausgereift war, stark wie ein Feld voller Ähren. Aber in seinem Gesicht sah man, dass er weit herumgekommen war. Eine Landschaft, die nichts mehr überraschen konnte, lag zwischen Stirn und Mund.

Antonia hielt sich viel zu lange in seinem Gesicht auf, ohne zu einem Schluss zu kommen, wie alt er denn nun wäre. Etwas jünger als sie wohl, aber nicht viel. Sie sah weiter hin und sah dann bis ins Mark überrascht gleich wieder weg, weil sie seinem Blick begegnet war. Seine Augen hat-

ten etwas gänzlich Unverfrorenes und schienen auch noch drüber lachen zu können.

Es erwies sich allgemein als sehr schwer, der Beobachtung anderer auszuweichen, wenn man war und aussah wie Antonia Deeken. Sie wusste, dass man sie anstarrte, sie suchte, wo immer sie war. In Oldenburg war sie's nicht nur gewöhnt, sie erwartete es geradezu. Sie war wie dieses neuartige Gerät, ein Kompass, der die Richtung vorgab. Und nur zum kleineren Teil hatte sie das Leben dazu gemacht. Zum größeren sie selber.

Aber hier, allein auf dem Wagen, war es etwas anderes, wenn sie starrten. Die Hamburger, die Cloppenburger, der Landsknecht, die konnten sie nicht kennen und nicht wissen, wer sie war.

Zuerst, im Sommer zu Johannis, als von der Reise das erste Mal zwischen ihr und Gerdsen die Rede war, hatte sie noch überlegt, ob sie nicht eigens zahlen sollte für einen Platz neben dem Fuhrknecht. Gerdsen hatte sogar vorgeschlagen, sie täte besser dran, einen ganzen Wagen für sich allein zu mieten, aber das war ihr nun gar nicht klug erschienen.

Das würde zu viel Aufmerksamkeit erregen, mehr noch als schon so um sie herum war. Jehann Bregelsens Aufmerksamkeit vor allem. Es waren Bregelsen und seine hundert weitentfernten Oldenburger Augen, derentwegen sie nicht auffallen durfte. Der beste Ort, einen Regentropfen zu verstecken, ist, ihn unter einen Wasserfall zu halten. Und der war sie nun, dieser Tropfen. Und die acht Mitreisenden, die waren ihr Wasserfall, so Gott wollte.

Antonia gab sich Mühe. Beim Einsteigen hatte sie sogar versucht, mit der Cloppenburgerin, wenn die auch weit

unter ihrem Stand war, einen Schwatz unter Frauen zu halten. Der Fuhrmann hatte noch etwas an der Plane gerichtet, so hatte sich die Zeit dafür ergeben. Antonia hatte der anderen also scheinbar aus freien Stücken erzählt, dass sie zu ihrer Schwester fahre.

»Die hat sich schon lang nach Osnabrück verheiratet und ist nun krank, auf der Lunge«, hatte sie gelogen. Denn sie hatte erdacht, dass es eine Sorge sein müsste, mit der Frauen sich über jedwede Standesgrenze hinweg gemein und verschwistert machen würden.

Doch die Cloppenburgerin, den Blick auf das Samtzeug und den Pelz um Antonias Kragen wie angenagelt, hatte kaum ein Verstehen gegrünzt. Aber ihr Mann hatte durch seine Zahnücke gepfiffen, als hätte Antonia eine Anzüglichkeit ausgesprochen.

»Da fahrt Ihr also in Familiensorgen nach Osnabrück? Ins Feindesland, da habt Ihr dann die Verwandtschaft, ja?« Der fette Hamburger hatte gelauscht und gleich nachgefragt, als ginge es ihn etwas an. Seine Stimme klang so kleistrig, wie sein Gesicht teigig wirkte.

»So ist das leider«, hatte sie ihm geantwortet, aber sie wusste, ihr Ton hatte nicht zu ihren Worten gepasst. Sie klang nicht besorgt, sie klang befehlsgewohnt und missbilligend. Sie war es nicht gewohnt, dass Männer, Kaufleute zu ihr sprachen, ohne aufgefordert worden zu sein. Ohne Ehrerbietung vor ihr zu zeigen. Ohne Bitten zu stellen, Geschäfte zu präsentieren.

Und die Hamburger hatten dann einen bedeutungsvollen Blick gewechselt, nachdem sie auch beide noch vielsagend auf den Beutel an ihrem Gürtel geschaut hatten.

»Alle denn man nach Osnabrück?«, hatte der Fuhrknecht sich da, nachdem er mit seinem Werk zufrieden war, noch einmal vergewissert, und Antonia hatte zu schnell »Ja« gerufen, beständig die, die das erste und auch das letzte Wort hatte.

»Wir dann ja noch weiter nach Münster«, hatte der miss-trauische Hamburger genölt und einen versiegelten Brief gereckt wie seine Schwurhand. »Das war ja bestellt!«

Und die Cloppenburger fiepten endlich auch, dass Osnabrück ihr Ziel sei. Nur den Landsknecht, den musste der Fuhrmann dann noch mal genau ansprechen.

»Und du, Gevatter? Auf Osnabrück?«

»Soll wohl«, hätte das heißen können, was der gebrummt hatte, aber sicher konnte man sich nur sein, weil's mit einem Nicken kam.

Mit seinen Zähnen, hatte Antonia gedacht, wie sie kurz aufblitzen bei der Antwort – unwillig, stolz –, *mit seinen Zähnen, da könnte der Nüsse knacken*. Und hatte ein Lächeln unterdrückt, das sie überrascht hatte.

Antonia Maria Deeken, verwitwete Wiemken, wieder-verehelichte Siefken, da war sie nun. Ein Regentropfen, den man wohl auch unter dem Wasserfall noch ausmachen würde. Ihre Haube und ihre Kleidung, alles war strikt nach Standesordnung gearbeitet, aber sie trug sie doch wie eine Königin. Es war die Haltung der Frau, die das Gewand hervorhob, nicht, wie sonst allzu oft, umgekehrt. Die Samt-besätze waren in der Breite ganz genau abgemessen nach guter Ordnung. Sie trug zuunterst ein Spitzenhemd, dessen Kragen weiß war wie frisch von der Bleiche. Das gefütterte Wams darüber leuchtete grün, wie ihre Augen. »Scharfe Augen«, hatte schon die Großmutter am Kind bemerkt.

»Wenn die Lütte wo hinsieht, schneidet's gleich durch drei Lagen Heuchelei«, hatte die Großmutter gesagt.

Es waren auch jetzt noch Augen, die keinem Ruhe ließen. Früher Augen, nach denen die Männer sich reckten.

Wie lang so ein »Früher« her ist, dachte Antonia, *fast 25 Jahre*. Eine »schöne Frau« zu sein, das war wohl wie ein Gewand, das man sich nach den wenigen Jahren der Jugend ausziehen musste, ohne darum nackter zu sein.

Frau zu sein, schön, nicht schön, das waren jedoch Ketten, die trug man ein Leben lang. Erst war es die Schönheit, die einen fesselte, und dann der Verlust derselben.

»Meister Wiemkens schöne junge Frau«, hatte man über sie gesagt, und sie hatte dran gehangen, an schön und jung. Das war ihr erster Titel gewesen, ein vergänglicher Titel, einer, der Feuer hätte fangen können wie Papier. Noch nicht unantastbar wie heute: Frau Meisterin.

Nicht mehr jung, dafür mächtig.

»Da müssen wir mit der Frau Meisterin drüber sprechen«, sagte man, und manche, die wussten, was Siefken war und was nicht, nannten sie ganz offen »die Zunftmeisterin«.

Aber früher eben: »Meister Wiemkens schöne junge Frau« – die Gesellen und die Lehrbuben und die Ratsherren und die Meister, alle hatten Augen nach ihr gemacht. Man musste vorsichtig sein, wenn man damit spielen wollte.

Doch die Gefahr hatte sie nicht abgehalten, es war ihr eine Zerstreuung und ein Reiz zugleich gewesen. Die schöne junge Frau Wiemken – wie vergänglich. Jetzt konnte sie das kaum noch verstehen. Die Spiele von damals waren noch ferner als die, die sie als Kind gespielt hatte.

Antonia war unlängst 40 geworden. 40 Jahre Menschenleben, in diesen Zeiten, da durfte niemand wollen und niemand klagen. Ihre Großmutter war, gerade im 45., gestorben.

»Ein gelebtes Leben«, hatten die Leute beim Leichenschmaus gesagt und waren zufrieden gewesen mit diesem Tod, der doch alle Ordnung der Christenwelt bestätigt hatte: Leben, Arbeiten, Sterben – und die Nachkommenschaft, der sie mit Gottes Segen auf die Welt geholfen hatte, um abermals dasselbe zu tun.

Antonia war jetzt nur fünf Jahre davon entfernt. War das wirklich ein gelebtes Leben? Ihr ganzes gelebtes Leben? Ihre Großmutter, das war eine alte Frau gewesen. War sie das auch?

Sie hatte einen Spiegel, in den sah sie jeden Tag. Und sah die Linien in ihrem Gesicht, zwei um den Mund, ein paar in den Augenwinkeln – aber sie sah keine Greisin.

Sie spürte, der Landsknecht blickte immer mal wieder her, und so drehte sie den Kopf, wie um am Fuhrmann vorbei unbedingt nach vorn auf den Weg sehen zu wollen.

Ihre Haube bauschte sich vom Wind. Sie war hoch und fein bestickt: die alte Grethe Gerdsen, Gerd Gerdsens Mutter, hatte die Muster in ihrem letzten Jahr vergangenen Winter gesetzt.

»Ein zu stolzes Werk für ein zu stolzes Haupt«, hatte sie frech gesagt, die alte Grethe, und Antonia hatte kurz Missbilligung gezischt dazu, aber gefallen hatte es ihr auch.

»Wir beide«, hatte die Grethe Gerdsen bei der letzten Anprobe gesagt, »wir sollten ehrlich sein miteinander, denn viel Zeit haben wir nicht mehr. Ich bin stolz auf meine al-

ten Hände, und Ihr, Frau Meisterin, Ihr seid stolz auf alles. Grad auch darauf, dass Ihr meine alten Hände bezahlen könnt, Euch die teuerste Haube von Oldenburg auf den Kopf zu setzen. Und noch stolzer seid Ihr, dass nur Ihr wisst, wie teuer sie war, dass man's ihr nicht von fern ansieht, sondern nur der Kenner. Das ist leise Eitelkeit, die wächst am tiefsten. Wir wollen ein Geheimnis miteinander haben: Die Haube, das ist die Krone, die Ihr für und um Eure Gedanken wolltet. Und ich bin die Einzige, der Ihr Bescheidenheit und Zucht nicht vorspielen müsst. Denn ich bin bald verschwunden.«

Jetzt starrten die zwei Hamburger auf diese Haube, versuchten, sich mit Augenbrauenrunzeln und Nasenzucken besonders unauffällig Meldezeichen zu geben, dass ihnen etwas aufgefallen war.

Antonia drehte den Kopf zurück und geriet wieder in den Blick des Landsknechts. Da stieg die Hitze in ihr auf, so arg, dass sie kurz die Schürze zum Fächeln nehmen wollte.

Die Augen senken hätte sie sollen, das wusste sie. Aber sie hatte es sich schon so lange abgewöhnt. Erst aus Trotz, den Blick nur nicht niedernehmen, sich nicht bezwingen lassen. Dann hatte sie ihn gerade gehalten aus unbedachter Siegeslust und schließlich – in den Jahren als Meisterin – aus umso klügerem Misstrauen.

So war es wie ihr Credo: nie mehr die Augen einkehren, um nichts zu übersehen, was gefährlich werden könnte, wenn man müde wurde. Oder satt. Oder duseelig.

Er hatte Augen wie ein Raubvogel, dieser Kerl, nicht nur die Augen, da war was überall an ihm, das sagte: Komm mir zu nah, und es ist dein Leichtsinn und Wagnis.

Oh, wäre sie noch eine schöne, junge Frau!

Das wäre ein Wagnis, um das wollte sie nicht verlegen sein. Aber sie war wohl nicht mehr schön und gewiss nicht mehr jung. Und wenn ein Mann sie ansah, dann hieß es nicht mehr, was es immer geheißen hatte. Und eine alte Frau, die das nicht wusste, die war eine lächerliche Närrin. Über die lachte man in Possen, wenn sie mit Klauenfingern nach jungen Hosen griff. So weit würde es mit ihr nie kommen.

Antonia schluckte und sah dann eben lieber auf das Cloppenburger Pack. Unfassbar, womit die das Wegegeld hatten zahlen können, so verhungert, wie die waren. An denen war doch kaum was besser als an Leibeigenen. Aber kein Fuhrmann, auch kein Bremer, würde so dumm sein, einem Leibeigenen auch nur eine Elle Flucht auf seinem Wagen abzunehmen.

Das Weib konnte gut 15 Jahre jünger sein als Antonia, wollte sie raten, dem Alter ihrer mageren Kinder nach, sah aber aus, als wäre sie knapp am 60. Jahrestag vorbei.

Und die Bälger erst: nur Knochen und Augen, diese Brut, und bestimmt lange Finger! Still und mucksch, entweder vor Hunger oder verschlagen oder beides.

Ohne es zu wollen, rümpfte Antonia die Nase, was die beiden Hamburger wieder die Brauen runzeln ließ.

»Ja, so«, entschlüpfte es dem Fetten entrüstet. Und der andere zog böse die Mundwinkel runter.

Da kehrte sich Antonia doch lieber wieder zum Landsknecht.

Sie wollte ihn ansehen, wie sie ihre Diener ansah, die Meister, denen sie vorstand. Dass er verstehen sollte, sie

wäre jemand, bei dem man einen Buckel machen sollte, bevor der Knüppel dabei half. Aber es gelang nur übel.

Der hätte lieber Federn haben sollen, oder Fell und Krallen. Sie meinte verblüfft, dass er wahrlich gerade mit dem Kopf genickt habe, wie um stumm etwas zu bestätigen, was er und sie gemeinsam gedacht hatten. Und dann ließ er sie ein Lächeln sehen in seinem Bart – was für ein Lächeln das war!

Gott war grausam, das wusste sie wohl. Er mochte einen Menschen darben lassen, ihm jedoch nicht die Lust aufs Essen nehmen. Und er ließ uns altern, doch ließ er uns nicht alt fühlen, wenn uns solch ein Lächeln traf.

Es machte sie die Farbe wechseln, das konnte sie fühlen, aber die Augen senken, das ging nach all den Jahren wirklich nicht mehr.

Stolze Jahre, Jahre der Macht; die Jahre der Frau Meisterin, was könnte noch kommen?

Oh, was könnte noch kommen?, dachte sie.

Wenn ihr's wüsstet, was Antonia Deeken ins Kommen zwingen will, ihr Volk, ihr Pack! So sehr zwingen will, dass sie sich zu euch auf diesen Wagen setzt, verkleidet in den Gedanken einer Frau, die sich um nichts als die Familie zu sorgen hätte, ein Jammern um die Lunge ihrer Schwester.

Sie kniff die Lippen zusammen. Solche Sorgen, Sorgen um Familie und Vorratskammer – die wären ihr Pfefferkuchen, wenn sie sie denn haben müsste. Ihre wirklichen Sorgen, die alltäglichen nur, da sollte sie von Rechts wegen einen Kopf haben, größer noch als Platz war unter ihrer königliche Haube von Grethe Gerdens Hand.

Die Hamburger waren gewiss auch Evangelische, über-

legte sie, nach allem, was sie bis kürzlich aus der Stadt gehört hatte. Wenn die nach Münster weiter wollten, dann brauchten die ihren Schutzbrief auch, auf den sie so besessen aufpassten, sonst könnten die Münsteraner schon mal den Teer wärmen.

Und die Cloppenburger, da brauchte man nicht raten: die konnte man nicht mit Feuer und Schwert reformieren, die blieben gänzlich schwarz und blieben heimliche Katholen, gleich wo sich ihre Stadt noch hin verständigte, um nicht unterzugehen. Dabei waren auch sie und ihre Großmutter noch katholisch getauft gewesen, hatten dann jedoch »die Religion erkannt«, wie man in ihren Tagen sagte.

Aber wer nun noch Kathole war, vor dem musste man sich hüten, oder?

Unwillkürlich legte Antonia die Hand auf ihren Beutel. Wenn man sich aus dem Haus bewegte in diesen Zeiten, dann musste man eine Versicherung kaufen, die beim Himmel nicht einzulösen war. Mehr als das Glaubensbekenntnis ließ Silberklang Fremde plötzlich zu Brüdern im Geiste und Gelde werden, zu bezahlten Brüdern auf Zeit und Dienst.

»Ich glaube natürlich an Gott«, hatte Antonia erst am Tag vor dem Abschied ihren ewig zagenden Mann beruhigt, der sie zitternd beschuldigt hatte, sich vor lauter Gier und Hochmut von Gott abgekehrt zu haben.

Siefken hatte diese trüben, bedrängten Zustände, bei denen währte er den Leibhaftigen sogar im Gesangbuch. Er zitterte, und die Kopfschmerzen wurden heftiger. Antonia hatte nie Geduld mit ihm gehabt, diesem nützlichen Schwächling, darum könnte man auch nicht sagen, dass sie sie verloren habe.

»Gott mag mir helfen, so er will. An Entschlossenheit und schnelles Handeln glaube ich genauso. Da weiß ich, wer mir hilft.«

»Und ich bin's nicht«, hatte Georg-Mathias mit bitterer Wehleidigkeit geseufzt, wo es ja ohnehin endete mit ihm – im Wimmern und Seufzen.

Die Wahrheit war: Für Gott war keine Zeit mehr, die Entschlossenheit nahm sie sämtlich für sich ein, ihre Zeit.

Was Gott allein ihr beschert hatte in den letzten 20 Jahren, das wusste sie nicht.

Was die Entschlossenheit ihr gebracht hatte, war weiß wie ihre Spitzen, war zart wie der Pelz, war klingend wie der Beutel – und war doch auch unbequem und voll Gefahr und Heimlichkeit wie die Reise jetzt auf diesem Wagen.

Das war auch einsam, wie ihre Nächte – und wie ihre Seele, fürchtete sie.

Von Georg-Mathias weg zu sein, gerade jetzt in den letzten Tagen vor der neuen Wahl, das war keine gute Idee, das wusste sie, auch wenn sie erleichtert war, ihn nicht sehen zu müssen, antreiben zu müssen, ihn auf jede seiner Antworten belehren zu müssen. Seine Schwäche war wie ein ewig dunkler Fleck auf ihrer Stärke – und so notwendig dafür, ihr Kuhhandel und ihr Preis für ihre Pläne. Nichts kam umsonst, wer das nicht wusste, der verdiente den Schulturm, der ihm daraus wachsen würde.

Antonia kannte alle Preise. Sie verstand insbesondere, wann das Handeln aufzuhören und das Bezahlen zu beginnen hatte. So dachte sie.

Was Georg-Mathias anging: Sie hatte alles, was sich nur ir-

gend vorhersehen ließ, besorgt. Alles für jeden seiner Tage ab dem Hahnenkrähen bis zum Abendläuten hatte sie von Gerd Gerdsen, dem treuen Altgesellen, auf Vorrat bestellen lassen.

Das neue Meisterstück war lange fertig und ruhte bis zum Tag der Wahl in der Truhe, zu der allein Gerdsen den Schlüssel hatte. Gerdsen war unbestechlich. Wenn sie vielleicht nicht fromm genug war – an Gerd Gerdsen glaubte sie wie andere an die Auferstehung und das Jüngste Gericht: voller Gewissheit und Vertrauen.

Und dann natürlich, nur zur weiteren Sicherheit, war sie noch anderweitig tätig gewesen.

Sie hatte dem Bregelsen eine Bremer Prüfung seiner Steuern beschert, die ihn wohl bis die Woche nach Allerseelen von ihrer Schwelle fernhalten sollte.

Der gute Bregelsen, der wäre ganz damit beschäftigt, die Bremer Herren Prüfer zu beköstigen und zu begütigen: Dadurch wäre er hoffentlich beschäftigt genug, seine Reden den anderen Meistern gegenüber auf ein Mindestmaß zu schrumpfen, bis die Reden endlich ganz runzlig und klein wären wie Äpfel, die zu lange liegen.

Der Gedanke an Jehann Bregelsen war unangenehmer als die Reise auf diesem dauernd buckelnden Wagen. Sein spitzes Gesicht mit Missgunst in den Augen und Verdruss um den Mund leuchtete in ihren Gedanken wie ein blasser Mond. Bregelsen war so hässlich wie gefährlich.

Die Haare waren ihm schon ausgegangen, da lebte der Wiemken, ihre Erster, noch. Was von ihnen übrig war, setzte sich ihm wie ein störrischer Kranz um seinen Schädel, in dem er nicht genug Ideen hatte züchten können, um gegen Antonia anzukommen – bisher jedenfalls.